

# Ordensleben

Sr. Dr. Thérèse Winter, IMS Mannheim

## „Dein gebrochenes Jetzt hinkt in die Hoffnung“ (Rose Ausländer) – Von der verwandelnden Kraft der Annahme

*Dieses Referat wurde anlässlich des Ordenstages in Münster am 30. September 2000 gehalten. Sr. Thérèse Winter ist Dominikanerin und arbeitet seit zwei Jahren am Institut der Orden in Mannheim.*

**O**ben stehendes Zitat entstammt einem Gedicht der jüdischen Lyrikerin Rose Ausländer, das sie mit dem Titel „Hoffnung“ überschreibt. Beschäftigt man sich etwas mehr mit der Lebensgeschichte von Rose Ausländer und vertieft sich in die Welt ihrer eigentümlich schlichten und klaren Sprache, so wird deutlich, dass ihr Werk immer wieder um die großen Themen des Menschseins kreist: es geht um Liebe und Schuld, um Sterben und Wiedergeburt, um Hoffnung und Angst. Als Jüdin 1901 in Czernowitz/Bukowina geboren, studierte sie Literaturwissenschaft und Philosophie. Obwohl von den Nationalsozialisten verfolgt, überlebte sie in Czernowitz und wanderte 1946 in die USA aus. 20 Jahre später kehrte sie nach Deutsch-

land zurück und erhielt für ihr literarisches Werk, das auf mehr als dreißig Gedichtbände angewachsen war, zahlreiche literarische Auszeichnungen. Das letzte Lebensjahrzehnt war geprägt durch Krankheit und Einsamkeit, Rose Ausländer war in diesen Jahren an ihr Zimmer im Nelly Sachs Haus in Düsseldorf gefesselt. Der einzige Weg, den fehlenden Außenkontakt zur Welt zu überbrücken, war ihr in dieser Zeit ihr "Mutterland Sprache", wie sie es selbst sagt. In der Welt ihrer Sprachmalereien kann sie ihr Leben in immer neuen Worten gestalten und ihm Sinn und Hoffnung geben.

Davon spricht auch das nun folgende Gedicht, das ich in seiner Grundstruktur auf-





greifen möchte, um dem Motto dieses Ordensstages ein wenig auf die Spur zu kommen. Hier das Gedicht:

*Hoffnung*

*Das erinnerte Heim  
Im Vergangenen*

*Dein gebrochenes Jetzt  
Hinkt  
In die Hoffnung*

*Vielleicht wieder  
Ein menschlicher bewohnbarer  
Raum<sup>0</sup>*

Sie haben sich für diesen Tag den Grundgedanken gewählt: „Von deinem Ja zu uns leben wir“; Gott spricht sein Ja über Mensch und Welt und verheißt uns in Jesus Christus, dass dieses Ja nicht mehr zurückgenommen wird. Gott schenkt mit diesem Ja seine Treue. Aus solcher Treue heraus zu leben ist uns als Ordenschristen aufgetragen. Gott sagt Ja zu mir, zu uns als Kirche, als konkreter Ordensgemeinschaft.

Allerdings entfaltet dieses Motto bei längerem Nachdenken eine ganz eigene Dynamik. Denn es genügt nicht, bloß um dieses Ja Gottes zu wissen. Dies ist uns durchaus geläufig geworden, es erstaunt uns vielleicht nicht mehr allzu sehr und weckt in uns kaum Fragen oder Herausforderungen. Oder aber es bleibt irgendwie ein sehr „vergeistigtes“ Ja, das im alltäglichen Vielerlei keine leibhafte Rolle spielt, das sich auch in meinem persönlichen, oft schwierigen Leben in der Gemeinschaft, im Beruf, im geistlichen Prozess nicht auswirken kann. Das Ja Gottes ist überdeckt von den zahlreichen kleinen Neins im eigenen Herzen. Was aber heißt es nun, dass Gott zu uns Ja sagt? Das Gedicht von Rose Ausländer kann eine Spur legen für eine mögliche Antwort, die ich in drei Punkten versuchen möchte.

1. Gottes Ja stiftet Versöhnung

Das Gedicht beginnt mit einem wehmütigen Blick zurück in die Heimat, möglicherweise in die Kindheit der Dichterin.


*„Das erinnerte Heim  
Im Vergangenen“*

Mag sein, dass auch manche und mancher von uns einen wehmütigen Blick zurück in die Vergangenheit der eigenen Ordensgemeinschaft wirft, in der noch die Dinge und Menschen ihren festen Platz in einem wohl bekannten Gefüge hatten; in der noch eindeutig war, dass eine Gemeinschaft in einer gemeinsamen Ordnung lebte, mit einem klaren Oben und einem klaren Unten, mit klaren Aufgaben und Verpflichtungen. Eine Vergangenheit, die nicht das eigene Dasein ständig selbst hinterfragte, die sich ihrer eigenen Identität gewiss war und damit Halt und Sicherheit bot. So etwas wie Heimatlichkeit im Orden zu erfahren, gab und gibt Kraft und Perspektive für das eigene Apostolat und den gemeinsamen Auftrag der Kongregation.

Vielleicht ist dieser Blick zurück aber auch mit so mancher schweren Erfahrung verbunden, wird uns bewusst, dass das „erinnerte Heim“ durchaus auch seine Schattenseiten hatte, dass Gemeinschaft ihre so sicher geglaubte Identität oft nur auf Kosten von unterschwelligem Kämpfen wahren konnte. Erzählen manche Mitschwestern von früheren Zeiten, dann verstehe ich oft besser, dass in dieser Vergangenheit nicht selten Wunden und Verletzungen begraben liegen, die es schwer machen, freien Herzens in der Gegenwart zu leben, weil da noch immer so vieles Unausgesprochene im Argen liegt. Dies gilt für das Leben einer ganzen Gemeinschaft ebenso wie für das persönliche Leben jedes und jeder einzelnen.

Dass sich heute im Ordensleben so massive Veränderungen zeigen, wirft nicht selten die





banke Frage auf: Ja., haben wir denn alles falsch gemacht?

„Aus deinem Ja zu uns leben wir.“ Gott sagt Ja zu meiner, zu unserer Vergangenheit. Dies besagt, wenn ich dieses Ja ernst nehme, dass die Vergangenheit, so wie sie nun einmal war, ihren tiefen Sinn und ihre Berechtigung hatte. Es bedeutet, dass sie von Gott angenommen ist als ein Teil meiner eigenen Biographie, meines persönlichen Wachsens und Werdens, aber auch als Teil des Werdens unserer Gemeinschaften. Wenn Gott ja dazu sagt, dann braucht es auch mein eigenes Ja zu meiner Geschichte, dann darf ich mich selbst versöhnen mit dem, was zwar vergangen, aber immer noch in mir lebendig ist. Ich glaube, Ordensleben gestaltet sich heute dort, wo es authentisch gelebt wird, wesentlich aus dieser Kraft der Versöhnung mit der eigenen Geschichte, einer Geschichte, die viele Farben kennt, die Farbe des Glücks, der Sicherheit und der Sinnhaftigkeit, aber auch die Farbe der Verletzung und Verwundung, der Sehnsucht und der ungelösten Fragen.

Eine wesentliche Aufgabe für unser gemeinschaftliches Zusammenleben, die sich aus diesem Ja Gottes zu uns ergibt, könnte heute darin bestehen, dass wir einander zu solcher Versöhntheit mit dem Vergangenen verhelfen. Dass wir einander bestärken in dem, was gut war, und dass wir miteinander einen neuen Anfang wagen, wo noch Unversöhntes zwischen uns steht.

Vielleicht gehört es zu den dringlichsten Notwendigkeiten heute, dass wir in unseren Gemeinschaften wieder Formen und Rituale der Versöhnung entwickeln, die helfen, offen und ehrlich miteinander zu sprechen und die verhindern, dass so vieles unausgesprochen bleibt, in der Tiefe aber negativ weiter wirkt, ohne dass wir es vielleicht wollen.

Es gibt Gemeinschaften, die ein besonderes Augenmerk darauf legen, solche Versöhnungsformen zu finden, weil sie erfahren ha-

ben, wieviel Heilsames für das Zusammenleben daraus hervorgeht. Ein Beispiel meiner eigenen Kongregation soll dies verdeutlichen: der Großteil unserer Schwestern lebt in Südafrika und hat bis heute mit den Erfahrungen und Folgen des Apartheid-Regimes zu kämpfen. Erst jetzt, nachdem sich politisch gesehen die Lage verändert hat und schwarz und weiß gleichberechtigt nebeneinander leben können (zumindest in der Theorie), kommt das ganze Ausmaß der gegenseitigen Verwundungen und Verletzungen ans Licht. Dieser gesellschaftliche Prozess der Abwertung des schwarzen Menschen vor dem weißen hat auch vor den Türen der Kongregation nicht Halt gemacht. Es ist den Gemeinschaften bewusst geworden, dass, soll ein neues Miteinander beginnen können, zuerst ein Raum für gegenseitige Vergebung und Versöhnung geschaffen werden muss. So haben kleine Gruppen von Schwestern einen sogenannten „story telling process“ initiiert, bei dem sie sich gegenseitig ihre Verwundungsgeschichten erzählen und darüber sprechen können. Es geht dabei nicht um Diskussionen oder Schuldzuweisungen, sondern um Verstehen. Es bildet sich eine Gemeinschaft, die die Verletzung der Mitschwester ernst nimmt und auch ehrt als einen Teil ihrer je eigenen Biographie. Manchmal kommen auf diese Weise ganz erstaunliche Dinge zum Vorschein, kann eine neue und tiefere Beziehung zur Mitschwester wachsen. Es verleiht der Gemeinschaft eine neue Qualität, eine Qualität der Einfühlung und der Achtung. Ich glaube, im gegenseitigen Erzählen von Vergangenenem, Schönerem wie Schwerem, kann so etwas wie Heilsgeschichte entstehen, von der auch die gesamte Gemeinschaft etwas spürt. Es ist klar, dass diese Versöhnungsprozesse oft lange und mühsame Wege sind, die unsere Geduld und Liebe besonders einfordern. Aber wo Gottes Ja sich wirkmächtig erweist, da sind auch wir immer wieder herausgefordert, zueinander dieses Ja zu sprechen.





## 2. Gottes Ja schenkt gespannte Gelassenheit

Im Bild des gebrochene Jetzt drückt Rose Ausländer die Not ihrer gegenwärtigen Situation aus. Sie erlebt sich selbst als Hinkende, d.h. diese Gangart ist ein mühsames Vorwärtskommen, ist alles andere als zielstrebig und kraftvoll. Hinken bedarf der kleinen Schritte, ist schmerzhaft und langsam.

*„Dein gebrochenes Jetzt  
Hinkt  
In die Hoffnung“*

Im Blick auf die Situation heutiger Ordensgemeinschaften mag dieses Bild vom „gebrochenen Jetzt“ durchaus zutreffen. Nicht nur, dass Gemeinschaften vor grossen Fragen stehen, was die eigene Zukunft angeht. Nicht nur, dass zum Teil schwerwiegende Entscheidungen anstehen, wie es mit den Werken und Einrichtungen der Kongregationen weitergehen soll. Der Schmerz über Häuser, die nach oft jahrzehntelanger Blüte geschlossen werden müssen, weil sie nicht mehr zu besetzen sind, zehrt an der schöpferischen Kraft, neue Wege zu versuchen. Das Ausbleiben junger Leute, die sich heute noch verbindlich auf den Ordensweg einlassen wollen, bringt nicht nur die Überalterung unserer Gemeinschaften mit sich, sondern weckt in den einzelnen eine tiefe Sehnsucht nach Lebendigkeit.

Der Anspruch, unter den wir uns selbst in diesen Zeiten der Ungewissheit stellen, ist ebenso groß. Wir wollen Bilder und Visionen entwerfen, wie sich unsere Zukunft gestalten soll. Wir arbeiten an günstigen Bedingungen und Voraussetzungen, damit Erneuerung in unseren Gemeinschaften geschehen kann. Wir formulieren Leitbilder und suchen unsere Identität als Ordensleute in einer Zeit, da wir uns kaum noch von unseren grossen Institutionen und Werken her verstehen können. Eine Schwester aus der Schweiz for-

mulierte es neulich treffend: „Wir haben uns immer von unserem Krankenhaus her verstanden und definiert. Nun mussten wir dieses Haus in andere Hände geben und stehen plötzlich vor der Frage, wer wir denn jetzt eigentlich sind?“

So zentral die Frage nach der eigenen Identität ist, so wichtig die Bemühungen um eine gut geplante Zukunftsvision, so bleibt doch der Eindruck, dass all dies „hinkende“ Versuche sind, auf dem Weg vom Heute ins Morgen.

Und es soll nicht verschwiegen werden, dass auch die jüngere Ordensgeneration "hinkt". Obwohl sie heute vielfach Möglichkeiten und Freiheiten hat, die es vor zehn oder zwanzig Jahren für neue Mitglieder einer Gemeinschaft noch nicht gab, so tauchen andere Probleme und Schwierigkeiten auf. Oft fehlt es an Gemeinschaft mit Gleichaltrigen innerhalb der eigenen Reihen, wird Isolation erlebt sowohl nach innen als auch nach außen. Die Auseinandersetzung mit der Generationenfrage innerhalb der Konvente mit einer langen Tradition bindet viel, viel Energie. Die berufliche Spezialisierung und die Möglichkeiten, die es heute gibt, erfordern häufig die Notwendigkeit, alleine zu leben und nur in einer sehr losen Weise Kontakt zur eigenen Gemeinschaft haben zu können. Hinzu kommt, dass es für jüngere Ordensmitglieder noch kein „erinnertes Heim“ gibt im oben genannten Sinn, was das Ordensleben angeht. So stellt sich auch hier die Frage nach Identität und nach dem Unterscheidenden.

Wir tun uns schwer mit unseren hinkenden Versuchen, selbst an der Gegenwart und der Zukunft zu bauen, schwanken zwischen Resignation und Aufbruch, zwischen Rückschlag und Ermutigung. Da darf es doch ein Stück Befreiung sein, dass Gott auch dazu Ja sagt, und wir aus diesem Ja heraus leben können. Gott, der Freund des Lebens, bietet uns in diesem bleibenden Ja seine Freundschaft



an und erwartet von uns nicht mehr, als wir leisten können.

Antoine de Saint-Exupéry hat das Geheimnis der Freundschaft in folgendem Bekenntnis zum Ausdruck gebracht: „Ich weiß dir Dank dafür, dass du mich so hinnimmst, wie ich bin. Was habe ich mit einem Freund zu tun, der mich wertet? Wenn ich einen Hinkenden zu Tisch lade, bitte ich ihn sich zu setzen, und verlange von ihm nicht, dass er tanze.“<sup>41</sup> Was würde uns als Ordensleute daran hindern, zu Gott zu sagen: „Wir danken dir, dass du uns jetzt so annimmst, wie wir sind. Dass du von uns nicht die großen Tanzveranstaltungen verlangst, sondern uns Tag für Tag zu Tisch lädst.“? Hinter einer solchen Auffassung steht die Erfahrung, dass wir durch Gottes Ja, das nichts anderes ist als die Verheißung, dass es uns seine bleibende Gegenwart zusagt, befähigt werden, auch selbst ja zu sagen zu unserer Zeit und unseren Bedingungen, innerhalb welcher wir versuchen, authentisches Ordensleben in der Nachfolge Jesu zu gestalten.

Ich denke, dass die Bejahung der Gegenwart eine Haltung ist, die immer wieder neu gelernt sein will. Es ist ein Kernstück christlicher Spiritualität, dass erst in der bedingungslosen Annahme der Wirklichkeit, wie sie sich nun einmal zeigt, das Potential für ihre Veränderung und Verwandlung steckt. Solche Annahme ist nicht zu verwechseln mit einer passiven oder müden Resignation, die jede Hoffnung auf Verwandlung verloren hat. Eine Weisheit der Chassidim weiß um den Unterschied zwischen dem falschen und dem rechten Ertragen einer Situation. „Rabbi Chanoch sprach: <Das eigentliche Exil Israels in Ägypten war, dass sie es ertragen gelernt hatten>.“<sup>42</sup>

Bloßes Aushalten ist etwas anderes als liebendes Annehmen. Denn Annehmen ist nach vorne hin offen und birgt die Fülle der Möglichkeiten zur Veränderung in sich. Gottes Ja ist ein dynamisches Ja; denn die Wirklichkeit

ist immer mehr als die bloße Welt der Fakten und Tatsachen. Gottes Ja schafft neue Räume, so wie auch unser Ja uns befreien kann, kreativ und schöpferisch mit dem noch so begrenzten Heute umzugehen. In dieser Akzeptanz bestätigt sich die paradoxe Erfahrung, wie Dorothee Sölle treffend formuliert, „dass die unbedingte Liebe zur Wirklichkeit das leidenschaftliche Wünschen ihrer Veränderung nicht im mindesten entmächtigt.“<sup>43</sup> oder mit den Worten von Peter Schellenbaum: „Ohne Liebe zu dem, was ist, kein Engagement für das, was werden will.“<sup>44</sup>

Die Situation der Ordensgemeinschaften heute schöpferisch anzunehmen heißt dann, einverstanden zu sein und der Wirklichkeit die eigene Einwilligung nicht vorzuenthalten. Die Liebe zur Wirklichkeit, die letztlich in der Menschwerdung Gottes ihren Ausgangs- und ihren Zielpunkt hat, stellt keine Bedingungen, weil es dem Wesen der Liebe entspricht, vorbehaltlos zuzustimmen. Diese bedingungslose Ja verzichtet auf die Auflehnung und ist gerade deshalb im höchsten Maße „umstürzend“. Ich glaube, Ordensleute, die etwas von dieser gelassenen Annahme der heutigen Situation der Gemeinschaften ausstrahlen und dabei kreativ und voll Sehnsucht bleiben, strahlen aus auf die Menschen ihrer Umgebung und machen erfahrbar, dass es doch um mehr als um das Überleben und Weiterbestehen der eigenen Häuser und Gemeinschaften geht.

Die Liebe zu dieser Welt und Wirklichkeit hat Heribert Arens als die Grundvoraussetzung für eine „Inkarnationskirche“<sup>45</sup> des 3. Jahrtausends gedeutet, einer Kirche, die es wagt, sich selbst in die Bedingungen und Gegebenheiten des Menschseins zu stellen und aus dieser Solidarität heraus den gemeinsamen Blick nach oben zu tun. Es geht um einen Bekehrungsprozess hin zu einer geerdeten Spiritualität, welche in den Orden im Grunde immer beheimatet war, schaut man auf die Gründer und Gründerinnen der Ge-





meinschaften. Könnte es nicht auch Ausdruck dieser „inkarnatorischen Spiritualität“ sein, ja zu sagen zu den großen Veränderungen, die sich in unseren Gemeinschaften vollziehen und sie als Weg in die Einfachheit und Armut zu begreifen? Könnte sich darin nicht auch der Verzicht ausdrücken, zu übereifrig und vermessen Fragen nach der Zukunft zu stellen? Manchmal gewinnt man den Eindruck, als gäbe es mit der einmal vollzogenen Profess die Garantie, dass dem Ordensleben das ewige Leben verheißen worden sei.

Vielleicht ginge es nur darum, einmal auf Konzepte und künftige Absicherungen zu verzichten und sich dem Leben Hier und Heute ganz zu stellen. Vielleicht ginge es zunächst einmal nur darum zu begreifen, dass das Leben selbst schon ein einzigartiges Geschenk der Liebe Gottes an jeden und jede einzelne von uns ist, dessen Reichtum zu ermessen Tag für Tag eingeholt werden will. Was aus dieser Gabe Gottes dann erwächst, mag auch zur Aufgabe werden. Aber sie zu erfüllen, könnte dann in jener gespannten, wachen Gelassenheit geschehen, die darum weiß, dass wir selbst letztlich nicht die Macher und Planer unseres Lebens und Bestehens sind, sondern dass dahinter ein Größerer wirkt und waltet.

Manfred Görg deutet unter dieser Rücksicht das alttestamentliche Buch Kohelet, wenn er dessen erstaunliche Modernität für uns Heutige hervorhebt. „Vielleicht“ so sagt er, „liegt seine Aktualität gerade darin, dass er (Kohelet) dem übereifrigen und ungebärdigen Fragen nach der Zukunft einen Riegel vorschiebt.“<sup>6</sup> In der von Kohelet geforderten Einstellung der Gottesfurcht tönt jene gläubige Gelassenheit an, „die dem nach wie vor verborgenen, aber auf seine Weise schöpferischen Gott das Reglement überlässt, das Programm des eigenen Lebens vorbehaltlos zugesteht und den Menschen in die greifbare Wirklichkeit mit all ihrer Flüchtigkeit ent-

lässt.“<sup>7</sup> Vielleicht wäre es eine gute Übung, in dieser liebenden Gelassenheit einmal die Flüchtigkeit unseres Lebens zu meditieren, die ja ein Merkmal von allem Lebendigen ist. Gott hat dazu schon sein Ja gesprochen. Er entlässt uns als „Hinkende“ in die Hoffnung.

### 3. Gottes Ja öffnet Hoffnungsräume


Kehren wir zurück zum Gedicht von Rose Ausländer. Ihr Blick bleibt nicht bei der gebrochenen Gegenwart stehen, sondern greift aus nach vorne, dass irgendwo ein menschlich bewohnbarer Raum sich öffne.

*„Vielleicht wieder  
Ein menschlicher bewohnbarer  
Raum“*

Das kleine Wörtchen „vielleicht“ verleiht dieser Zeile etwas Schwebendes, Ausdruck nicht von Gewissheit und Stärke, aber doch von hoffender Bereitschaft und Erwartung, sich auf etwas einzulassen, was dem äußeren Auge noch nicht sichtbar geschenkt ist. Damit formuliert sie in der Sprache der Dichterin ein Grundmerkmal jeder Hoffnung, der, eben weil sie sich als Hoffnung zeigt, etwas Schwebendes und nur Ahnbares anhaftet. Paulus weist seine Gemeinde darauf im Römerbrief hin, wenn er schreibt: „Denn wir sind gerettet, doch in der Hoffnung. Hoffnung, die man aber schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung. Wie kann man auf etwas hoffen, was man sieht? Hoffen wir aber auf das, was wir nicht sehen, dann harren wir aus in Geduld.“ (Röm 8, 24-25)

Für Rose Ausländers Hoffnung bräuchte es nicht mehr als diesen Raum, der sich auszeichnet durch bloße Menschlichkeit, der neu zu Wohnung und Heimat werden kann. Welche Räume tun sich für uns auf, wenn wir an unser persönliches Ordensleben denken und an das Leben unserer Gemeinschaften? Wie kann es gelingen, miteinander unserer





Hoffnung Ausdruck zu geben, damit unser Zusammensein etwas von der Gegenwart Gottes unter den Menschen ausstrahlt, damit spürbar wird, dass uns nicht Resignation und Lähmung prägen, sondern das Vertrauen in das Ja Gottes?

Vielleicht ist es hilfreich, einige Dimensionen des Ordenslebens wieder neu hervorzuheben, die so etwas wie der Nährboden unserer Hoffnung sein könnten. Ich möchte in aller Kürze drei dieser Dimensionen benennen.

Da ist zunächst die kontemplative Ausrichtung des Ordenslebens, die heute ein unverzichtbares Kennzeichen unserer Christseins ist. Heribert Arens hat in dem oben bereits zitierten Artikel über eine geerdete Spiritualität eine sehr schöne Definition dessen gegeben, was kontemplatives Leben heute meinen könnte. Er sagt: „Kontemplation ist die Kunst, lange genug hinzuschauen, die Augen nicht zu verschließen, nicht ein Auge zuzudrücken. Wer genügend lange verweilend schaut – hört, tastet, riecht, der lässt die Dinge an sich heran. Sie beginnen zu sprechen, werden Anspruch.“<sup>48</sup> Der kontemplativ lebende Mensch hat in sich immer noch einen offenen Raum, der nicht ganz und gar ausgefüllt und zugedeckt ist vom täglichen Vielerlei, von den eigenen Sorgen und Problemen. Er rechnet mit der Möglichkeit, dass ihm die Erfahrungen seines eigenen Lebens, aber auch seiner Umgebung zu einer Botschaft werden, die etwas mit der Präsenz Gottes zu tun hat.

Mit dieser Ausrichtung des „verweilenden Blickes“ würden wir eine echte Alternative darstellen zum Leben in unserer Zeit und Gesellschaft, in der es vor allem um Tempo und Beschleunigung, um Effizienz und Nutzen geht. Der schnelle Blick auf die Welt verleitet dazu, nur noch „Quantitäten“ wahrzunehmen und von einem Eindruck zum nächsten zu hetzen. Dies wird deutlich, wenn man sich alleine einmal die Bilderflut unserer Me-

dienwelt klar macht, die aufzunehmen gar nicht möglich ist, wenn nicht ein gewisses Maß an Abstumpfung erfolgt. Der schnelle Blick fördert die Unempfindlichkeit unserer Wahrnehmung und die lieblose Übernutzung von Zeit und Welt.

Der „verweilende Blick“ dagegen lässt die Dinge an sich heran. Er ermöglicht, dass daraus ein Anspruch reifen kann, der die Gestalt meines Lebens entscheidend beeinflusst. Er hilft, den eigenen Lebensraum „von innen her“ zu bewohnen, ihn nicht von „den Zwängen unseres Aktionismus“ beherrschen zu lassen.

Manchmal ist es gerade die Literatur, die auf diesen „verweilenden Blick“ aufmerksam macht. Der österreichische Schriftsteller Peter Handke, der sich weder vom Christsein noch von einer Art Kirchlichkeit her versteht, beschreibt in seinem autobiographischen Bericht „Nachmittag eines Schriftstellers“ diese „Qualität des Innewerdens“, der Verlangsamung und des Zeit – Habens. Sie ist ein Weg, mitten im Hier und Heute die Erfahrung von Heiligkeit und Transzendenz zu machen. Und Handke stellt die erstaunte Frage, warum wohl die Christen noch nie diesen „Gott der Langsamkeit“<sup>49</sup> erfunden hätten. Der permanente Verlust an Zeit bringt den Verlust an Lebensintensität und Sinn mit sich.

Damit die Hoffnung in uns Raum finden kann, damit sich das Ja Gottes auch künftig in unserem Leben als Ordensfrauen und Ordensmänner entfalten kann, braucht es diese „öffnende, raumschaffende Kraft der Kontemplation“.

Eine zweite Dimension, die mir wichtig scheint und die auch schon in der Notwendigkeit der Annahme angetönt ist, ist die „Haltung der Demut“. Mir ist bewusst, dass ich mit diesem Begriff möglicherweise ambivalente Gefühle auslöse, wurde er doch in der Vergangenheit, vielleicht auch bis heute als ein „spirituelles Druckmittel“ angewandt, um den Willen und das Selbstbewusstsein





niederzuhalten. In ihm klingt in unseren Ohren die klare Struktur eines Oben und eines Unten an, das Sich-Beugen unter den Willen und die Macht eines anderen. Demut wurde vielfach missbraucht als ein Aufruf, sich zu verdemütigen und klein zu machen. Von diesen Engführungen einmal frei gemacht, glaube ich aber, dass die „recht verstandene“ Demut ein ganz zentraler Ausdruck unseres christlichen Selbstbewusstseins ist. Es ist erstaunlich, dass gerade nichtchristliche, nichtkirchliche Kreise innerhalb der schillernden Spiritualitätsbewegungen unserer Tage diese Haltung als Quelle für ein gelingendes Leben wiederentdecken. Aber auch innerhalb des christlichen Lebens gibt es eine reiche Demutstradition, der nachzugehen einmal wert wäre. Der Trappist Thomas Merton formuliert: „Ich habe auf die großen Fragen meines Lebens keine andere Antwort gefunden als die Demut.“

In der demütigen Haltung vor Gott, der sein Ja zu uns sagt, gebe ich mein Leben in die Hände eines Größeren, der für mich sorgen wird und der die Wege meines Lebens kennt. Er kennt auch die Wege unserer Gemeinschaften und kennt die Zeiten und Fristen, die uns gegeben sind. Solches Wissen hat eine befreiende Wirkung, schafft Raum und den nötigen Abstand zu allem kleinlich-ängstlichen Sorgen und Kreisen um die eigenen vier Wände.

Die Demut ermöglicht eine Weise der Selbstvergessenheit, die dem „Humor“ sehr nahe kommt, und es berührt mich immer wieder neu, dass im lateinischen Begriff der *humilitas* (Demut) Worte wie *humus* und *humor* anklingen. Ich glaube, dass unsere Gemeinschaften durchaus auch in dieser „Grundhaltung“ des Humors leben sollen und leben dürfen, weil sie damit nämlich in bester Gesellschaft sind. „Gott hat Humor“, sagt Chesterton, „denn er hat den Menschen erschaffen.“

Ein drittes Merkmal unserer christlichen Hoffnungsfähigkeit, die aus dem bedin-

gungslosen Ja Gottes zu uns erwächst, ist die „Liebe zur Wirklichkeit“. Sie wurde von vielen geistlichen Meisterinnen und Meistern als notwendige Voraussetzungen verstanden, um das „Kerngeheimnis“ unseres christlichen Glaubens, nämlich die Menschwerdung Gottes, tiefer zu begreifen und zu bejahen. Von Teresa von Avila wird das schöne Wort überliefert: „Die Heiligen waren immer leidenschaftliche Liebhaber der Wirklichkeit.“ Als Ordensleute leidenschaftliche Liebhaber und Liebhaberinnen der Wirklichkeit zu sein, das bedeutet, sich von Gott wirklich in den Dienst nehmen zu lassen für unsere konkrete Welt. Das bedeutet, nicht in Sonderspiritualitäten eigene geschlossene Ghettos zu bilden, die kaum noch jemand von außerhalb versteht und die sich selbst genügen. Es bedeutet, in ganz konkretem alltäglichen Kontakt zu sein mit den Menschen, mit denen wir zu tun haben, mit den Orten, an denen wir leben, mit der Schöpfung, die sich uns in ihrer Schönheit und in ihrer Verletztheit zeigt.

Wir dürfen die „Wirklichkeit“ lieben, nicht weil sie so wunderbar und unproblematisch, so heil und gesund wäre, sondern weil Gottes Ja sich auch in unserer Zeit inkarnieren will, Leib und Fleisch werden will. Wie sollte er uns für sein Ja nicht in Dienst nehmen, indem auch wir unser Ja zu dieser Welt und Wirklichkeit des beginnenden 3. Jahrtausends immer wieder erneuern?

Dieses Ja zu geben und in der Hoffnung zu bleiben, dass in solchem Verhalten etwas von der Gegenwart Gottes in dieser Welt spürbar wird, ist keine selbstverständliche Angelegenheit, ist nichts, was uns in den Schoss fiel. Gewiss gibt es genügend Erfahrungen und Situationen, die uns eher dazu verleiten würden, uns von der konkreten Wirklichkeit abzuwenden, die Augen lieber zuzumachen, uns zurückzuziehen. Selbst ein lebendiges Ja Gottes zu werden, gleicht jedoch der mühsamen Aufgabe, die sich im Märchen der ein-



fachen Müllerstocher stellt, nämlich „aus Stroh Gold zu spinnen“. Aus dem Stroh unserer oft mühseligen Alltagserfahrung immer wieder das Gold der Hoffnung und Liebe zu diesem Leben in all seiner Gebrochenheit zu spinnen, könnte eine Weise sein, glaubwürdig Zeugnis abzulegen, dass wir tatsächlich aus dem Ja Gottes zu uns Tag für Tag leben.

Ich komme zum Abschluss.

Gottes Ja umfängt unser Gestern, Heute und Morgen. Wir haben Grund zur Hoffnung. Das darf uns den Mut geben, dem Auftrag des ersten Petrusbriefes nachzukommen, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt.“ (vgl. 1 Petr. 3,15) Gottes Ja ist ein Ja, das Versöhnung stiftet, das uns den Weg zu einer gespannten Gelassenheit ebnet und das Räume schafft, Möglichkeiten, die wir heute noch gar nicht sehen können. Die tiefe Sehnsucht nach Lebendigkeit, die meiner Einschätzung nach viele Ordensleute bewegt und auf die Suche gehen lässt, steht und fällt mit der Frage, ob wir uns den „Luxus der Sehnsucht“ (so ein Wort Dietrich Bonhoeffers) und den „Luxus der Hoffnung“ noch leisten können und wollen. Dass dieser Luxus keine Frage des Alters ist, drückt noch einmal ein Gedicht Rose Ausländers aus, mit dem ich diese Gedanken abschließen will.

*Hoffnung*

*Wer hofft*

*Ist jung*

*Wer könnte atmen*

*Ohne Hoffnung*

*Dass auch in Zukunft*

*Rosen sich öffnen*

*Ein Liebeswort*

*Die Angst überlebt*

*Rose Ausländer*<sup>10</sup>

Sr. Dr. Thérèse Winter

C/o Institut der Orden

D 6/5

68159 Mannheim

<sup>0</sup> Rose Ausländer, Brief aus Rosen, Frankfurt 1994, S.35

<sup>1</sup> Antoine de Saint-Exupéry, Bekenntnis einer Freundschaft, Kevelaer 1983, S.37

<sup>2</sup> Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Zürich 1990, S.838

<sup>3</sup> Dorothee Sölle, Leiden, Freiburg 1993, S.120

<sup>4</sup> Peter Schellenbaum, Im Einverständnis mit dem Wunderbaren, Was unser Leben trägt, München 2000, S. 171

<sup>5</sup> Heribert Arens OFM, Wer die Erde nicht berührt, kann den Himmel nicht erreichen, in: UISG Nr. 113,2000 S.9

<sup>6</sup> Manfred Görg, Gespannte Gelassenheit, Biblische Gedanken zu einer unanmaßenden Zukunftssicht, in: Christliche Innerlichkeit 1/2000, S.21

<sup>7</sup> ebd. S.22

<sup>8</sup> Arens, S.11

<sup>9</sup> Peter Handke, Nachmittag eines Schriftstellers, Salzburg Wien 1987, S.89

<sup>10</sup> Rose Ausländer, Sanduhrschritt, Gedichte, Frankfurt 1994, S.20